



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Athenais.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Athenais.



eit die Popularisierung der Wissenschaft — dank aller Flachheit, aller wüsten Spekulation und allem Schwindel, welche damit verbunden worden — in ziemlichem Verruf geraten ist, geschieht es selten, daß eine vorzügliche historische Spezialstudie in anziehender und vollendeter Form vor das Publikum tritt. Eine Fülle der Forschung, feiner Charakteristik und durchdringenden Urteils wird in Schriften niedergelegt, welche über die engsten Fachkreise keinen Schritt hinaus gelangen und selten ein paar Schritte darüber hinaus mittelbar wirken. Es kommt darauf an, ob man diesen Zustand als den gesundesten und erfreulichsten erachtet oder umgekehrt eine Gefahr vielleicht für die historische Literatur und ganz gewiß für die historische Bildung des größern Publikums in denselben erblickt. Wer das letztere thut, hat seit Jahren jede gute historische Monographie, die zugleich ein fesselndes Buch ist und den Reiz künstlerischer Darstellung nicht verschmäh't, mit Freuden begrüßt, dies aber freilich nur in längern Pausen vermocht. Eine dieser seltner und seltner gewordenen Arbeiten bietet Ferdinand Gregorovius in dem kleinen, aber vorzüglichen Buche „Athenais. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin,“*) der Geschichte jener athenischen Philosophentochter, „welche als die byzantinische Kaiserin Eudokia durch ihren Geist und ihre Erlebnisse berühmt gewesen ist.“ Athenais=Eudokia war die Gemahlin des Kaisers Theodosius II., der dem Namen nach von 408—450 nach Christus über das oströmische Reich herrschte, und ihre Biographie ruft uns eines der denkwürdigsten Frauenschicksale vor Augen, von denen die Geschichte zu berichten weiß.

Zwar ehe wir uns ganz der Freude über das vortreffliche Werk eines der wenigen im guten Sinne vornehmen Schriftsteller überlassen, welche die Literatur der Gegenwart zählt, sollten wir mit dem Verfasser der „Athenais“ ernstlich hadern. „Ich wundre mich,“ heißt es in seiner Vorrede, „daß von unsern heutigen Dichtern, welche gerade Zustände und Zeiten, die vom modernen Bewußtsein am weitesten abgelegen sind, mit so vielem Geschick und Erfolg in sogenannten kulturhistorischen Romanen dargestellt haben, keiner an Athenais sich versucht hat, und doch hat Kingsley in seiner «Hypatia» gezeigt, wie dankbar für einen reflektirenden Dichter eben diese Epoche des im Christentum untergehenden Hellenismus sein kann.“ Was um des Himmels willen fällt Gregorovius bei? Warum malt er den Teufel an die Wand und beschwört uns zu ägyptischen und ostgotischen, altnordischen und römischen Romanen noch einen

*) Athenais. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin von Ferdinand Gregorovius. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1882.

byzantinischen Hofroman, aller echt poetischen Erfindung und Gestaltung bar, unerquicklich durch die Hereinnahme fremdartiger Vorstellungsweisen, welche dem Verfasser doch nicht voll aufgegangen sind! Freilich, der Roman, den Gregorovius ausdrücklich nennt, Kingsleys „Hypatia,“ stellt die Sache anders — gegen eine Schöpfung von dem wahrhaft poetischen Gehalt und der künstlerischen Durchführung der „Hypatia“ ist nichts zu erinnern, und wenn sie einen noch entlegeneren Stoff behandelte. Glaubt aber Gregorovius im Ernste, daß für federfertige Romanfabrikanten Kingsleys Werk das Muster abgeben würde? Liegt nicht die Gefahr näher, daß der interessante Stoff sofort aufgegriffen und verarbeitet wird? Für die „Erfindung“ würde wahrscheinlich der alte und vergessene, seiner Zeit aber hoch gehaltene historische Roman der wackern Leipziger Kaufmannsgattin Benedicte Raubert: „Eudoxia, Gemahlin Theodosius des Zweiten“ (Leipzig, 1805), der auch Gregorovius nicht zu Händen gekommen zu sein scheint, mehr als ausreichen; für die weitem Zuthaten möchte dann die geistreiche und große Perspektiven öffnende Skizze selbst sorgen, deren Vorwort eine so verhängnißvolle Aufforderung enthält.

Hoffentlich verhindert der gute Erfolg, den die kleine Monographie unsers Autors beim gebildeten Publikum haben wird, die Gestaltung eines archäologischen Romans. Die Abhandlung hat „aus allen Quellen geschöpft, um auf dem Hintergrunde der Zeit die Gestalt der Athenais in ihrer geschichtlichen Wirklichkeit erscheinen zu lassen. Die Natur dieser Quellen aber ist eine solche, daß nur eine Skizze daraus hervorgehen konnte.“ Der Verfasser führt den Leser zuerst in das Athen des fünften Jahrhunderts nach Christus. Die hehre Stadt der Pallas Athena war noch immer „das Ziel für die ideale Sehnsucht und die Wißbegierde ausländischer Jugend. Dort studirt zu haben galt als ein beidenswerthes Glück, welches überall in der Welt auf Ehre und Bewunderung Anrecht gab.“ Noch lehrten in der Akademie und auf dem „Throne der Sophisten“ heidnische Philosophen und Rhetoren und überlieferten die Wissenschaft des Altertums, „aus der freilich kein das Bewußtsein der Menschheit entzündender und kein den Geist der Welt reformirender Gedanke mehr ausgehen konnte.“ Als die Tochter eines dieser heidnischen Gelehrten, des Leontius, war Athenais um 400 geboren, in der Wissenschaft der untergehenden Welt unterrichtet, mit der Bildung des Neuplatonismus genährt, „durchaus als griechische Heidin erzogen. Aber die junge Heidin Athenais hat nie mehr einen jener prachtvollen Festaufzüge zu Ehren ihrer Namensgöttin mit Augen gesehen, es sei denn in den Skulpturen des Phidias am Fries der Zelle des Parthenon. Sie hat nie mehr ihr Gebet im Tempel der Musen am Ilissos oder in denen der Athene Polias und Parthenos vor den Bildnissen der hehren Göttin dargebracht, obwohl diese zu ihrer Zeit noch nicht entfernt worden waren.“ Die strengen Edikte der neuen christlichen Kaiser wandelten das Heidentum mehr und mehr in einen ganz esoterischen Kultus um, aber die eigenste Bedeutung desselben lag eben

nicht in den Kulkhandlungen, sondern in der Bewahrung einer unsterblichen Bildung. Wie viel davon noch in die Seelen der Menschen übergehen konnte, wird uns ewig dunkel bleiben, denn in den großen Kämpfen der Weltgeschichte finden die überwundenen Minoritäten selten einen Wortführer, der völlig klar machte, was sie bewegt. Gewiß ist, daß Athenais, als sie nach dem Tode ihres Vaters nach Byzanz verschlagen, dort irgendwie (nach der Erzählung der byzantinischen Geschichtschreiber) als Bittende in den Kaiserpalast gelangt war, die Gunst der damals allmächtigen Schwester des Kaisers Theodosius II., der jungfräulichen Pulcheria, einer eifrigen Christin, und die Neigung des jungen Kaisers gewann, daß sie ihrer Befehring zur Staatsreligion keinen Widerstand entgegensetzte und sich unmittelbar vor ihrer Vermählung taufen ließ. „In der Stefanskirche zu Constantinopel wurde diese heilige Handlung vom Patriarchen Attikus vollzogen. Athenais nahm als Christin die stolzen Namen Alia Eudokia an.“ Ihre Vermählung mit Theodosius II. erfolgte bestimmt im Jahre 421, und von diesem Zeitpunkte an läßt sich die Geschichte der schönen Kaiserin in gewissen Einzelheiten verfolgen. Gregorovius stellt sie in ihrem häuslichen und öffentlichen Leben, im Intriguengewir und im blendenden Prunk des byzantinischen Kaiserpalastes, im Zusammenhange mit den historischen Vorgängen ihrer Zeit, die zumeist dunkle, unheilvolle, durch und durch unerquickliche waren, dar. Er schildert ihre Wallfahrt nach Jerusalem im Jahre 438; „eine unberechenbare Verkettung der Lebensschicksale hatte sie aus den Olivenhainen ihrer Vaterstadt Athen zu den Palmen der fernen Stadt Davids und Salomos geführt. Beide wunderbaren Städte bezeichneten für sie den Ausgangspunkt und den Endpunkt ihres Lebens, und beide waren die entgegengesetzten Pole der menschlichen Kultur.“ Bald nach ihrer Rückkehr aus Palästina nach Constantinopel erlag die Kaiserin Eudokia, deren Jugendschönheit nicht mehr den Sieg über alle gegen sie gerichteten Ränke davon tragen konnte. Sie wurde gestürzt und mußte es nach den Verhältnissen jener Zeit und des byzantinischen Hofes noch als Glück erachten, daß sie weder hingerichtet, noch vergiftet, noch in eines der üblichen Bußklöster gesteckt wurde, sondern Erlaubnis erhielt, sich nach Jerusalem in eine Art ehrenvoller Verbannung zurückzuziehen. Zwischen 441 und 444 verließ sie die Kaiserstadt für immer und nahm ihren dauernden Wohnsitz in der heiligen Stadt, noch immer mit reichen Einkünften, noch immer in den theologischen Kämpfen einflußreich und bis an ihren Tod literarisch thätig. Aber freilich stand ihre äußere Situation mit der jahrzehntelang gewohnten im herben Gegensatz. „Ihr Leben in dem öden, heißen Jerusalem kann nur ein trauriges gewesen sein. Sie entbehrte dort alles dessen, woran sie gewöhnt war, des Glanzes und der Fülle der großen Welt, des Zusammenhangs mit den Strömungen der Gegenwart, mit der Wissenschaft und Kunst und des Umganges mit bedeutenden Menschen.“ Und doch würde dies alles wenig zu besagen, haben vermöchten wir aus dem ganzen Zusammenhange der Dinge oder aus dem von Gregorovius übersezten Bruchstücke einer Dichtung der

Kaiserin Athenais-Eudokia, „Cyprianus und Justina“ betitelt, die Überzeugung zu gewinnen, daß in ihrer Seele die neue Religion besser Wurzel geschlagen als die absterbende alte, die sie in früher Jugend verlassen. Aber nach allem muß man eben hieran zweifeln. Es ist fast unmöglich, sich in die innern Zustände dieser byzantinischen Menschen hineinzudenken. Gregorovius stellt Athenais-Eudokia so dar, daß wir eine uneingestandne, ihr selbst selten zum Bewußtsein kommende Hinneigung zu der Welt ihrer Jugend und ersten Bildung immer voraussetzen müssen. Wenigstens spricht die wunderbare Scene in Antiochien, wo die Kaiserin im Senatspalast die Bürgerschaft versammelt und dort eine poetische Lobrede auf die berühmte Stadt hält, entschieden dafür, daß sie mit allen theologischen Studien in der neuen Welt nie heimisch ward. Jedenfalls sind ihr Leben, soweit es der Biograph aufzuhellen vermag, ihr wunderbares Glück und ihr Ende typisch für eine Zeit großer Umwälzungen, rätselvoller Uebergänge und Neubildungen. In diesem Sinne stellt Gregorovius die athenische Philosophentochter und oströmische Kaiserin dar, und sicher wird sein vortrefflich geschriebenes kleines Buch das Interesse größerer Leserkreise gewinnen.



Kritiflosigkeit.

Eine literarische Neujahrsbetrachtung.



Die Gewohnheit der Neujahrsbetrachtungen gilt für so antiquirt wie die Sitte der Neujahrswünsche. Sie hat auch keinen Sinn, da wo sie auf die Betonung der eignen Vortrefflichkeit und höchstens auf das berühmte „Morgen wieder lufcht!“ weiland Seiner Majestät des Königs Jerome von Westphalen hinausläuft. Wer sich an dreihundert und vierundsechzig Tagen unsträflich findet, wird auch am ersten Januar nicht mit sich zu hadern haben, und umgekehrt liegt ver-zweifelt wenig an frommen Vorsätzen, die nur für die ersten vierundzwanzig Stunden des Jahres gelten sollen. Indes bleibt es doch gewiß, daß nach alter Gewohnheit der Jahresanfang ein verehrliches Publikum für „Rückblicke“ und „Ausblicke“ empfänglich findet, und so fehlen sie auch in der beliebten Form zwangloser Blandereien dem modernen Feuilleton nicht, das sich als eine literarische Macht fühlt oder wenigstens ankündigt.

Erster gestimmte Naturen haben seit Jahren in unsrer Literatur wie im Publikum die wachsende Kritiflosigkeit beklagt. Wer das Wort nur äußerlich nimmt und sich an die Thatsache hält, daß vielleicht nie zuvor so viel „pikante,“ „schneidige,“ „vernichtende“ Kritiken geschrieben worden sind als im letzten Jahrzehnt, der mag leicht die Klage für eine jener Phrasen crachten, die in der Presse Cours haben. Die naheliegende Erkenntnis, daß die sämtlichen Kritik,